

Zeitschrift: Neujahrsblatt für Basels Jugend
Herausgeber: Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen
Band: 21 (1843)

Artikel: Das Siechenhaus zu Sanct-Jacob
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1006883>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 27.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Winterlin del.

Stricker impr.

Falkeisen sculp.

XXI.

Neujahrsblatt

für

Basels Jugend,

herausgegeben

von

der Gesellschaft zur Beförderung des Guten
und Gemeinnützigen.



1843.

Gedruckt bei Senf und Mast in Basel.

Neubach

181

Neubach

Neubach

181

Neubach

Neubach



181

Neubach

Das Siechenhaus zu Sanct-Jacob.

Liebe Kinder, nachdem euch an den letzten drei Neujahrstagen von Ereignissen und Personen aus der alten Geschichte der Stadt ist erzählt worden, von dem erschrecklichen Erdbeben im Jahre 1356 und von den großen Meistern Hans Holbein dem Maler und Hans Froben dem Buchdrucker: seid ihr gewiß gern dabei, wenn wir wieder einmal ins Freie gehn, und nachschauen was da vor Zeiten geschehen ist und noch geschieht. Und zwar wollen wir dießmal nach Sanct-Jacob hinaus. Ich weiß, das Dertlein ist euch allen lieb. Es hat sich da schon mancher von euch, wenn er eines Sonntags Abends mit guten Kameraden hinausgewandert war, eine Birspfeife geschnitten, oder einen Stecken fein sauber geschält; oder er ist zur Zeit des Nasenstriches mit Vater und Mutter fröhlich am Tisch gegessen, außen am Wirthshaus bei der Brücke, und hat Nasen gegessen und sich die tausend Gräten nicht verdrießen lassen und Schweizerblut dazu getrunken. Mancher ist auch schon gar prächtig in der Kutsche hinausgefahren, und nicht bloß prächtig, sondern auch mit bewegtem Herzen, weil in der Kirche mit dem kleinen spitzen Thürmlein seine Schwester und deren Hochzeiter sollten zusammengegeben werden; und wieder ein andrer ist am Main jenseit der Brücke und im Gebüsch am Ufer mit der Pflanzenbüchse umhergestrichen, weil er sich auch an solchen Pflanzen freut, die Gott ohne Zuthun der Menschen in freier Natur wild wachsen läßt, und weil er vernommen hatte, bei St. Jacob komme mancherlei aus dem Boden hervor, was sich weit und breit an anderen Orten entweder gar nicht wieder finde, oder doch an wenigen Orten so schön als hier.

Eins aber wißt ihr alle, und selbst diejenigen unter euch, die noch niemals in St. Jacob sollten gewesen sein; eines wißt ihr alle, und haltet darum dieß Dertlein hoch in Ehren: daß hier an einem heißen Sommertage des Jahres 1444 eine noch heißere Schlacht zwischen den Schweizern und den Feinden ihrer Freiheit ist ausgefochten worden; eine Schlacht, deren sich die Schweizer und wir Basler (denn Basler waren auch dabei) billiger Weise ebenso rühmen, wie einst die Lacedämonier des Kampfes ihrer Tapfern bei den Thermopylen. Es wäre von dem Muth welchen die Schweizer hier gezeigt, von der großen Treue welche sie damals an Basel geübt haben, Vieles und Schönes zu erzählen: aber das soll bis zum nächsten Jahre verschoben bleiben, wo gerade vier Jahrhunderte seit jener Schlacht werden verflossen sein, und wo deshalb die Schützen der ganzen Eidgenossenschaft sich hier in Basel zu einem großen vaterländischen Erinnerungsfeste versammeln wollen: da ist es schicklicher und besser, wenn euch erst am Neujahrstage 1844 die große „Mannschlacht zu St. Jacob an der Birse“ wieder einmal und recht ausführlich erzählt wird. Wir in diesem Jahre wollen uns noch bei anderen Dingen verweilen die St. Jacob betreffen, und durch einen Blick in dessen anderweitige Geschichte uns schon heuer recht vertraut und einheimisch zu machen suchen in dem engen Raume dieses halben Duzends von Häusern. Dabei werden uns freilich Bilder entgegentreten die gar sehr abstecken von dem tobenden Gewühl der Schlacht und der Heiterkeit daherfutschierender Hochzeitgäste.

Ihr kennet das alte grauverwitterte Gebäude linker Hand ehe man zur Kirche kommt; ihr wißt auch seinen Namen, es heißt das Siechenhaus, und habt schon öfter den oder jenen seiner Bewohner mühsam vor der Thüre sitzen sehn um an Gottes milder Sonne den siechen Leib zu erwärmen; er bettelte nicht: aber doch habt ihr in den Sack gegriffen, und ein Stücklein Geldes in den Opferstock geworfen, der am Rande des Weges eure Barmherzigkeit mit stummem Munde anflehte. Ich hoffe, ihr habt es gethan, und gern gethan. Dieses Siechenhaus, es ist kein Siechenhaus mehr: es heißt nur noch so; es gehört auch schon zu den alten und vergangenen Dingen.

Liebe Kinder, so jung eure Augen noch sind, so viel des Alten haben sie doch schon verschwinden sehn, und es ist in den wenigen Jahren, die ihr schon auf Erden seid, euch vor Augen beinahe mehr Neues entstanden als vor euren Eltern ihr ganzes langes Leben hindurch. Denn aller Welt hat sich in unsern Tagen ein gewaltiger Trieb bemeistert die alten Dinge jeglicher Art von sich zu streifen wie ein abgenutztes Kleid, und neue dafür anzuthun, ob schon dann die neuen Kleider nicht immer hochzeitliche sind, wie sie Gott wohlgefallen; es stehn über unsrer Zeit gleichsam als Ueberschrift die Worte des Apostels „Das Alte ist

vergangen: siehe! es ist alles neu geworden" (2. Cor. 5, 17); nur vergessen dabei Viele der Anfangsworte dieses Verses, die ihm doch erst die rechte Bedeutung geben: "Darum, ist Jemand in Christo, so ist er eine neue Creatur."

So hat nun auch die Bürgerschaft von Basel in dem eben abgelaufenen Jahre 1842 ein neues Spital, d. h. ein neues Pfrundhaus, ein neues Krankenhaus, ein neues Irrenhaus, lauter große schöne stattliche Gebäude, fertig hingestellt, und die ganze Zahl der Kranken und Gebrechlichen, die bisher an verschiedene Orte vertheilt waren, in jene neuen Räume als zu Einer tren gehüteten Heerde versammelt, so daß nun das alte Spital, das Almosen, das Siechenhaus zu St. Jacob leer und unbenützt sind, eben auch daliegen als alte Kleider die man nicht mehr brauchen kann. Aber man könnte sie auch wirklich nicht mehr brauchen; der Entschluß zu dieser Neuerung ist vom guten Geiste, ist die Frucht des echten Gemeinnes und christlicher Bruderliebe. Denn es zeigte sich nicht bloß von Jahr zu Jahr immer mehr, daß die alten Häuser zu eng waren für die stets zunehmende Zahl der Hilfsbedürftigen: sie wollten auch ohnedieß in ihrer ganzen Einrichtung nicht mehr zu dem passen, was man heut zu Tage unter einer liebevollen und vernünftigen Krankenpflege versteht. Man spürte da bei jedem Schritt, daß diejenigen, welche diese Häuser gestiftet und gebaut, auch mit ihren Kranken eben nicht viel Umstände gemacht haben: unsre Väter hatten einmal in allen Dingen ein strengeres Wesen, ein rauheres Verfahren als wir; und wie einfach, wie rücksichtslos, nicht selten wie grausam war in früheren Jahrhunderten die Kunst der Aerzte! Jetzt aber wars endlich an der Zeit, nicht länger bloß zu flicken, und sich doch nur mit Mühe und Noth behelfen zu müssen, sondern mit herzhast angelegter Hand von Grund auf ein neues Ding zu machen. Dieß Herz und diese Hand haben die Bürger, eure Väter, gehabt, und ihr mögt sie wohl darum loben, und ihnen danken daß sie, jeder an seinem Theil, mit Rath und That und Beisteuer mitgeholfen und mitgewirkt haben.

Darüber also ist auch unser Siechenhaus von St. Jacob leer geworden, und wird nicht mehr gebraucht, und kann nicht mehr gebraucht werden. Wer weiß wie lange es nun noch stehen bleibt, ob es nicht bald einmal unversehens vom Erdboden verschwinden und einem andern Gebäude zu ganz andern Zwecken Platz machen wird? Deshalb ist's gut, wenn wir hingehn es noch einmal zu betrachten; deshalb ist's eben jetzt die rechte Zeit euch die Geschichte dieses Hauses zu erzählen, obschon einem dabei zu Muthe werden kann, wie einem Herrn Pfarrer, wenn er vor der Beerdigung eines frommen, um seine Nebenmenschen wohlverdienten Greises den Lebenslauf desselben verlesen soll. Es wird mit solch einer

Geschichtserzählung zugleich eine Pflicht der Dankbarkeit erfüllt. Denn mögens auch die armen siechen Leute, die bisher zu St. Jacob sind verpflegt worden, jetzt im neuen Krankenhause besser haben, weil jetzt die Herzen weicher und empfindlicher, und die Herrn Spitalärzte, die alten wie die jungen, in Kenntnissen weiter voran sind als ihre Vorgänger vor 100 und vor 500 Jahren: so dürfen wir doch nie vergessen, wie es auch unsere Väter gut mit ihnen gemeint, wie auch diese das Beste gewollt und gesucht haben.

Nun also, damit ihr das nicht vergesst; damit ihr, frisch emporgeschossenes Geschlecht, euch der Wurzel von der ihr kommet, der guten alten Bürger von Basel, auch in dieser Beziehung mit Dank und Liebe erinnert: will ich euch an diesem ernstesten Tage, der wohl dazu gemacht ist, in die Vergangenheit zurückzuschauen, nach St. Jacob eingeladen haben zu einem Stründlein geselligen Umherwanderns und vertraulicher Besprechung. Beim Hinausgehn, und bevor ihr zu dem ehemaligen Aeschemer Schwiebbogen kommt (jetzt steht da auch ein neues Haus wie ein Pallast), mögt ihr noch einen Blick in den heimeligen Hofraum des alten Spitals hineinwerfen und auf das rothe Gemäuer mit den gothischen Zierrathen; vielleicht thut es euch leid, nicht mehr den Storch zu sehen, der sonst unter den Bäumen als vertrauter Hausgenosse der Pfründner einherschritt und klapperte. Schaut aber nur den schönen neuen Brunnen an, außen dem Spital gegenüber, und ihr werdet merken daß zu solch einem Brunnen solch ein Spital nicht länger gepaßt hätte, und daß ein neues Stadtviertel von lauter schönen Häusern, wie mans nun hier im Sinne hat, viel besser dazu passen wird.

An das Stück Landes und Wassers, wo jezo die Häuser von Sanct-Jacob stehn, hat der Mensch schon frühzeitig, vielleicht ehe von unsrer großen Stadt Basel nur noch eine Spur vorhanden war, seine umgestaltende Hand gelegt, den Wald ausgeräutet, das Feld geebnet, und durchs Wasser einen Weg gebahnt. Wie ihr wißt, hat das Dörflein Augst seinen Namen von einer alten Römerstadt *Augusta Rauracorum*, welche dort um die Zeit von Christi Geburt an den Ufern des Rheins und der Ergolz ist gegründet worden. Augusta war aber der Mittelpunkt eines römischen Straßenzuges, der Rhein-aufwärts kam, und hier gegen Osten sich nach *Vindonissa* (Windisch) und *Vitodurum* (Winterthur), gegen Süden nach *Solodurum* (Solothurn) und *Aventicum* (Avenches) verzweigte. Um nun bequem und eben zu den Thoren von Augusta zu gelangen, mußte diese Straße den Birßfluß nah an dessen Mündung überschreiten; und wirklich kann man die alten Römergleise noch jetzt aus dem Sundgau heraus in solcher Richtung verfolgen. Der Weg unter

den Gundeldingen vorbei ist im Mittelalter der Walenweg genannt worden, d. h. der Römerweg (wie auch Wallenburg so viel als Römerburg, und Wallenstadt so viel als Römerstadt heißt): das war also das letzte Stück der Straße, ehe sie, noch etwas oberhalb des heutigen St. Jacob, sich zur Birse hinuntersenkte.

Nun werdet ihrs freilich für so eine vornehme Heerstraße schicklicher finden, daß sie nicht bei St. Jacob, wo höchstens ein Steg und kaum ein Steg ist, über die Birse gegangen sei, sondern weiter unten über die große feste bequeme Brücke, wo drüben das landschaftliche Zollhaus steht. Indessen wie dieses Zollhaus viel jünger ist als die Brücke, so ist auch diese Brücke viel jünger als jener Steg: von der unteren Birsebrücke sprechen die alten Schriften erst im fünfzehnten Jahrhundert, älter ist sie nicht; der Weg durch die Hardt wurde gar erst im sechzehnten ausgehauen: dagegen die Furt und der Steg oben bei St. Jacob und jenseits gegen Prattelen hin die hohle Wegöffnung reichen bis in unvor- denkliche Zeiten zurück: so früh von unserer Birse die Rede ist, so früh ist auch die Rede von ihnen; und daß dieser Weg einmal eine rechte Hauptstraße gewesen sei, und die einzige Hauptstraße in dieser Gegend, das beweist der Zoll, der gleichfalls seit unvordenklichen Zeiten hier ist erhoben worden; weshalb auch das Wirthshaus, wo man das gute rothe Schweizerblut trinkt (denn dieses ist das alte Zollhaus), wohl das älteste Gebäude in St. Jacob und gleichsam dessen Wurzel sein wird. Die andern Gebäude, das Siechenhaus, die Kirche, die Ziegelhütte, die Walke, sind sämmtlich jünger; namentlich die Walke, deren Eigenthümerinn, die Ehren-Zunft zu Webern, den Grund und Boden erst von dem Siechenhause erkaufte hat. Jetzt wißt ihr also, wenn die römischen Soldaten von Straßburg nach Augst marschierten oder umgekehrt, wo sie dann über die Birse gegangen sind: bei St. Jacob, die Infanterie über den Steg, die Cavallerie frisch durchs Wasser.

Wißt ihr aber auch wann Basel sei gegründet worden? ob später als Augusta, oder ob es bei deren Gründung schon bestanden habe? Liebe Kinder, das wissen andre Leute so wenig als ihr. Nur so viel ist sicher, daß erst nach der Zerstörung Augustas, die zu irgend einer Zeit der langen Völkerwanderung muß geschehen sein, das benachbarte Basel eine höhere Bedeutung erlangt hat. Jetzt traten auch die Birse und der Steg darüber, die früher nur den Zugang zu Augusta vermittelt hatten, in die nächste Beziehung zu Basel: der Stadtbann dehnte sich bis hieher aus, und für die Mühlen, deren die immer zunehmende Stadt immer mehr bedurfte, ward Birsewasser in einen Teich gefaßt und bis nah an die Mauern hinuntergeleitet. Beides, jene Grenze und dieser nun so genannte St. Alban-Teich bestehn noch heute, und sie bestanden schon, als im Jahr 1083 der Bischof

Burkard das Benedictinerkloster zu Ehren des heil. Albanus stiftete. Da schenkte er demselben (denn damals war der Bischof noch der alleinige und der rechtmäßige Herr von Stadt und Stadtbann) unter anderm auch die Mühlen am Ufer der Birs, d. h. des Birschanales, gleichsam eines Seitenarmes der Birs, mit den dabeiliegenden Aeckern und Matten, so wie die Gerichtsbarkeit über den ganzen Bann der Stadt von der Mauer an bis zum Birssteg. Es lag aber damals, wie ihr als Freunde unsrer alten Geschichte wissen werdet, das St. Alban-Kloster selbst noch außerhalb der Stadt: diese erstreckte sich hier noch nicht weiter als bis zum jetzigen St. Alban-Schwiebbogen, oder wie man damals sagte, dem Runen-Thor. Denket euch also von da an bis nach St. Jacob hinauf alles offen und frei; nur in der Mitte dem blanken Wasserstreifen nach einige Gebäude, das Kloster mit der Kirche und ein Paar Mühlen, und zuäusserst am Steg das Zollhäuslein; sonst aber oben und unten alles in frischer Grüne, nur Wiese und Wald und Feld und Baumgarten: es muß auch das ganz zierlich dareingeschaut haben.

Von diesem lieblichen Gelände gehörte dem Kloster, wie aus einem alten Güterverzeichnisse desselben hervorgeht, außer jenen zunächst der Stadt gelegenen Grundstücken auch noch der abgelegenste Theil: auch beide Ufer der Birs vom Steg abwärts bis an den Rhein nebst allen Fischen, die sich da wollten fangen lassen, waren sein Eigenthum, und wahrscheinlich auch der Zoll, welcher diesseits des Steges und der Furt von allen Herüberkommenden erhoben wurde. Aber im Verlauf der Zeit ergieng es diesem Kloster wie manchem andern: die weltlichen Herrn in der Nachbarschaft suchten es zu verkürzen, und die berufen waren es in seinem Eigenthum zu schirmen, bereicherten sich daraus selbst. Zuerst wollten die Grafen von Froburg „uß fräsigem Rîd und Ingeben des Lûfels“, wie eine alte Urkunde sagt, Wasser und Ufer der Birs an sich reißen, und es mußte der Bischof im Jahre 1221 als Schiedsrichter einschreiten; und das Brücken- und Zollrecht war nach und nach in die Hände der Grafen von Homberg gekommen, die eigentlich nur Schirmvögte des Klosters waren, und in dieser Stellung den Zoll wohl einzuziehen, aber nicht einzustecken hatten. Indessen es hatte sich einmal so gemacht, und daher nahm die Stadt, die inzwischen auch angefangen hatte selbst für sich zu sorgen, keinen Anstand im Jahre 1295 den Grafen von Homberg das Brücken- und Zollrecht der Birs vom Rhein an bis nach Münchenstein hinauf abzukaufen. Noch aber war dieß Recht, so einträglich es für den Stadtseckel sein mochte und auch in politischer Beziehung nicht ohne Werth, gleichsam nur ein verlorener Vorposten: denn immer noch hatte das Kloster vom Runen-Thor bis zur Birs die Gerichtsbarkeit. Erst im Jahr 1383, als die Stadt den Ring ihrer Mauern bis

zu dem jetzigen Umfange erweitert, und auch das Kloster St. Alban, das bisher allen Gefährden der kriegerischen Zeitläufte offen gestanden, hinter Thurm und Graben in Sicherheit gebracht hatte: da, am Schlusse seines dritten Jahrhunderts, übergab das Kloster um sich für so große Gutthaten dankbar zu erweisen der Stadt zu ewigem Besitze jene seine Gerichtsherrlichkeit. Nun erst hatte Basel seine Hand ungehemmt über alles geschlagen, und der Bann war in dem vollen Umfange wieder hergestellt, den er vor Stiftung des Klosters besessen hatte, den er auch fortan nicht mehr verlieren sollte.

Nachdem ihr nun, meine Lieben, ausführlich genug vernommen habt wie über Land und Wasser von Sanct-Jacob zuerst die Römer hinübergeschritten, dann aber, eins nach dem andern, Basel und das Kloster zu St. Alban und die Grafen von Homberg und zuletzt wiederum Basel festen Fuß an jenen Ufern gefaßt haben: nun endlich wird auch die rechte Zeit dazu sein, euch von dem Hauptschmucke derselben zu erzählen, von dem was höheren Werth besaß als Steg und Furt und Zoll und Bann, von dem Siechenhause, das dieser Dertlichkeit erst ihren Namen gegeben.

Aber ich sehe, um euch den ursprünglichen Zweck dieser Stiftung recht verständlich zu machen, muß ich noch einmal von einer andern Seite her weiter ausholen.

Ihr wisset alle wenigstens aus eurer Bibel von der bösen morgenländischen Krankheit des Aussages: im 3. Buch Mose Cap. 13 und 14 wird derselbe ausführlich beschrieben, und zugleich festgesetzt wie mit dem, welchen er befallen, zu verfahren, wie ein solcher abzusondern oder zu reinigen sei; und sonst noch oft genug kommt in beiden Testamenten der Aussatz vor, z. B. auch in der Geschichte von Naeman und Elisa (2. Buch d. Kön. 5). Im Verlauf der Zeiten fand eine weitere Umgestaltung dieser entsetzlichen Hautkrankheit ihren Weg auch nach Europa, bis in den äußersten Westen und Norden; zur Unterscheidung der ältern, morgenländischen und dieser jüngern, nun auch europäischen Art nennt man jene den weißen, diese (ihr werdet gleich sehn weshalb) den knolligen Aussatz oder die Elephantenkrankheit, auf griechisch und lateinisch Elephantiasis. In Italien hatten die Aerzte schon vor Christi Geburt, zu den Zeiten Julius Cäsars († 44 vor Chr.), in Gallien schon unter Kaiser Trajan (98—117 nach Chr.) damit zu kämpfen. Die rechte Ausbreitung jedoch gewann das Uebel erst da, als seit dem vierten Jahrhundert die Pilgerfahrten nach dem gelobten Lande und andern geheiligten Orten, und seit dem Ende des elften Jahrhunderts auch die Kreuzzüge eine fast tägliche Berührung aller Völker und beider Welttheile mit sich brachten. Besonders aber waren es die Pilger, durch welche nunmehr der Aussatz überall hin verschleppt ward. Wie ärmlich und erbärmlich die meist einherziehen, das

könnt ihr noch heut zu Tage und selbst hier in Basel mit Augen sehn: die Einsiedelfahrer laufen noch Jahr für Jahr durch unsere Stadt, und vielleicht hat schon mancher von euch solch einem Pilgerweiblein, das in schlechtem Französisch nach der Rheinbrücke oder nach dem Wege auf Zürich fragte, freundlich Bescheid gegeben. Im Mittelalter, als noch alle Welt katholisch war, waren die Wallfahrten natürlich noch viel häufiger, und sie giengen auch weiter als etwa bloß von Lothringischen Dörfern her bis nach Einsiedeln. Da zogen die armen Leute, getrieben von einer unruhigen, unklaren Heilsbegierde, weit über Land und Meer, nach Jerusalem, nach Rom, nach Sanct-Jacob in Spanien, in dürftiger Kleidung, allen Entbehrungen ausgesetzt, und dennoch keiner Mühsal achtend: denn sie erwarteten als Lohn der Mühsal die Erlösung ihrer Seelen. Bei der Heimkehr aber brachten viele, damit sie in ihrer Werkheiligkeit sich nicht überheben möchten, einen Stachel im Fleische mit, den Ausatz, den sie im Gedräng der Herbergen und der heiligen Wallfahrtsorte aufgerafft hatten. Sie hatten schon unterwegs, wo sie nur Menschen berührten, den Samen des Uebels weiter ausgestreut; sie verpflanzten es nun auch in die Heimat. Denn der Ausatz war, wie ihr bereits aus den angeführten Stellen des 3. Buchs Mose entnommen habt, eine ansteckende Krankheit, die fürchterlich um sich griff; wenn schon niemals in so ungeheurem Maße, als z. B. der Schwarze Tod im Jahr 1348, von welchem ein früheres (das fünfzehnte) Neujaarsblatt erzählt, daß er allein der Stadt Basel 14000 Menschenleben geraubt habe. Aber jenes Uebel erschien auch in so abschreckend ekelhafter Gestalt, die Merkmale der Ausatzigkeit waren so in die Augen fallend, daß Jeder schon auf hundert Schritte weit mußte gewarnt werden. Ich kann euch eine kurze Beschreibung nicht erlassen.

Ueber den ganzen Leib hin verlor die Haut solch eines Unglücklichen ihre natürliche Farbe und Beschaffenheit: sie ward gelb oder grau, dabei hart wie Leder oder von hornartiger Dicke, und spaltete und schupppte sich; im Gesicht, an Ellenbogen und Händen fuhren knotige Geschwülste auf, bläulich roth oder bleifarben; daneben und sonst überall eine Unzahl leicht blutender Geschwüre, von denen zuweilen ganze Gliedmaßen weggefressen wurden, während andre, z. B. die Ohren und die Nasenflügel, weit über die natürliche Größe und Gestalt anschwellen; die Augen starrten trübe und unbeweglich vor sich hin; die Nägel an Händen und Füßen zertheilten oder krümmten sich wie Klauen wilder Thiere; die Kopfschaare sträubten sich dick wie Schweinsborsten empor: dagegen der Bart, die Wimpern und die Augenbrauen fielen aus; die Beine starben ab, da das Mark in den Knochen versiegte, oder sie versagten den Dienst, weil die Füße zu unförmlichen Klumpen

auswuchsen gleich Elefantenfüßen. Aber Jahre lang, Jahrzehende lang konnte der Elende dieß sein Leben an sich tragen, ein Leben, umringt von allen Grausen des Todes und des Grabes.

Und dieses entsetzliche Uebel — alles Nachsinnen, alle Kunst der Aerzte ward daran zu Schanden: man wußte daß es ansteckend, daß es erblich war, wenigstens von der Mutter her: aber es schien oft genug auch von sich selbst zu kommen, und niemand errieth die Ursachen, indem man zugleich zwei Hauptwege der Ansteckung allgemein übersah, die wollenen und baumwollenen Kleider, die auch im Mittelalter üblicher waren als leinene und seidene, nur damals noch viel mehr als jetzt, und die öffentlichen Badstuben, deren beinah täglicher Besuch aller Welt ein Lebensbedürfniß schien. Und je länger es bestand, je weiter es sich durch Raum und Zeit verpflanzte, desto mehr verwirrten sich, desto räthselhafter wechselten die äußern Merkmale, so daß jede ruhige Einsicht immer von neuem erschwert, und die Hilfe, wo sie endlich gefunden schien, mit einem Mal wieder vereitelt wurde. Da werdet ihrs begreiflich finden, daß man der Heilung wegen auf allerhand Aberglauben verfiel, daß man im Ausfaze nicht bloß eine wunderbar besondere Schickung Gottes anerkannte, sondern auch Gott zu versuchen wagte, damit er ihn wieder durch ein Wunder heile. Von der unreinsten Krankheit, so meinte man, könne nur das Allerreinste heilen, das Blut unschuldiger Kinder; wer darin die siechen Glieder bade, der genesse alsbald. Die alten Sagen und Legenden erzählen von diesem unmenschlichen Mittel so oft, daß man wohl glauben darf, die Verzweiflung der Kranken und ihrer Aerzte habe zuweilen wirklich danach gegriffen. Was jetzt vielleicht die europäische Heilkunst gegen den Ausfaze vermöchte, wir wissen es nicht: ein gnädiger Gott hat ihr die Probe noch aufgespart: vom Ende des fünfzehnten Jahrhunderts an ist die Krankheit in Europa immer seltner geworden, seit dem Anfange des achtzehnten aber eingeschränkt auf einige wenige Länder, deren Aerzte mit all ihrem Wissen noch weit hinten im Mittelalter stehn, auf Inseln und Küsten an den äußersten Grenzen des Welttheiles. So z. B. Mitylene im griechischen Inselmeer: da gebe es sogar ein ganzes Dorf das seit unvordenklichen Zeiten lediglich von Ausfägigen bewohnt werde.

Die Schmerzen die den Leib der armen Siechen verzehrten, der Ekel den sie beim Anblick ihrer selbst empfinden mußten, das war jedoch nicht ihr einziges, noch nicht ihr ganzes Unglück: ihr könnt euch denken wie sie auch ihren Nebenmenschen zum Ekel und Abscheu gereichten. Wen der Ausfaze befiel, der mußte sehen, ein wie seltenes Ding wahre Freunde sind; den stießen vielleicht die nächsten Angehörigen vor die Thüre; Jedermann

floh seinen verpesteten Athem; die Kirche durfte, wenn er verexhlt war, die Ehe wieder trennen, und auch der Staat entzog ihm die wichtigsten bürgerlichen Rechte. Er mochte zuvor ein reicher Herr gewesen sein (denn die Krankheit verschonte so wenig irgend einen Stand, daß ein deutsches Gesetz ausdrücklich vorschreiben konnte, ein Aussätziger dürfe nicht König werden), mochte in einem großen prächtigen Hause gewohnt haben: jetzt konnte es geschehen, daß er sich bettelnd durchs Land schleppen, und froh sein mußte, wenn ihm nur vergönnt ward irgendwo an offener Landstraße sich ein Hüttlein aufzuschlagen, ein gebrechliches Obdach gegen Wind und Wetter. Seines Gleichen waren jetzt nur die andern Aussätzigen, und oft thaten sich die Leidensgefährten haufenweis zusammen, und lagerten vor Schlössern und Städten, und erzwangen beinahe die Mildthätigkeit der Einwohner. Aber hinein kommen durften sie nicht: denn sie waren eben aussäßig, d. h. hinausgesetzt, ausgestoßen; sie waren für immer abgesondert: darum nannte man sie die Sonderfiechen; sie durften nur draußen im freien Felde sein: darum hießen sie auch die Aussfiechen, und mit noch einem Namen der Art, aus welchem die unnütz redende Zunge einen bösen Fluch gemacht hat, den aber ihr niemals in den Mund nehmen sollten, die Feldfiechen.

Sie waren hinausgestoßen: aber ganz verlassen von der Menschenliebe, wie Lazarus, ganz nur ihrem Unglücke preisgegeben waren sie darum nicht. Sie durften doch noch betteln, und da Jeder, wo sie sich zeigten, besonders deutlich die Hand Gottes ausgestreckt sah, beides drohend und bittend, so spendete man ihnen aufs reichlichste; so reichlich oft, daß einmal ein König von Frankreich (Philipp V. 1317—1322), der Geldes benöthigt war, und nicht wußte woher es nehmen, unter irgend einem Vorwand all die Aussätzigen seines Landes wollte verbrennen lassen und ihre Habe an sich ziehen: denn da wäre er sicher gewesen eine reiche Beute zu machen.

Das Erbarmen blieb jedoch nicht stehn bei bloßen Almosen. Es giebt Beispiele daß selbst Könige und Päbste um sich in der Demuth zu üben und Gott in seinen Kranken zu ehren den Leib armer Aussätziger gesäubert und ärztlich gepflegt haben: unter andern wird das von einem besser gesinnten Vorfahren jenes eben genannten Königes von Frankreich erzählt, von Ludwig IX. dem Heiligen (1226—1270), so wie von der heil. Elisabeth, Landgräfinn von Thüringen († 1231). Andere, die nicht so viel wagen mochten, zimmerten Hütten und schenkten sie den Kranken, bessere als diese selbst in ihrer Schwäche und Lebensverdrossenheit zu Stande gebracht hätten. Freilich machte man es dann mit ihnen wie mit Klausnern, wenn man die einmauerte, oder auch, denn das war eins, wie mit Todten die man begrub: man führte sie zuvor in die Kirche, und las die Todtenmesse über sie.

Und nicht bloß Hütten für Einzelne: reiche Herrn oder Bürger oder die gesammte Bürgerschaft einer Stadt (zuerst, wie man sagt, Venedig, wo mit dem Orient, der Heimat des Ausfases, der meiste Verkehr war) führten in solcher Entfernung von den Thoren, daß die Kranken abgesondert, und Hilfe und Aufsicht doch in der Nähe waren, Leprosorien oder Siechenhäuser auf (im Lateinischen heißt ein Ausfäsiger leprosus), umfangreiche Spitäler, in denen sowohl die armen rathlos umherschweifenden Siechen als auch für ein geringes Einkaufsgeld oder gar unentgeltlich diejenigen Bürger konnten untergebracht werden, über welche die Heimsuchung gleichfalls käme. Die Krankenpflege nahm da nicht selten ein geistlicher Ritterorden über sich, der eigens zum Besten der Ausfäsigen gestiftet war, und dessen Meister selbst immer ein Ausfäsiger sein mußte, der Orden des heil. Lazarus; die erste Stätte seiner menschenfreundlichen Wirksamkeit scheint eine Leprosorie außen vor Jerusalem gewesen zu sein, welche man da zu Ehren jenes frommen Leidenden erbaut und nach demselben benannt hatte.

Solcher Siechenhäuser oder Leprosorien oder Lazarethe, wie man sie von Lazarus und seinem Orden gleichfalls hieß, solcher Begräbnißhäuser der Lebendigen, wie zu Bergen in Norwegen der bezeichnende Name war, zählte die Christenheit um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts nicht weniger als 19000, Frankreich allein 2000, die eine Stadt Norwich in England ganzer fünf. Daraus könnt ihr abnehmen, wie eifrig und thätig im Helfen aller Orten die Menschenliebe, aber auch wie nöthig aller Orten die Hilfe, wie groß die Zahl der Ausfäsigen war. Und leider ward diese durch die Siechenhäuser selbst noch vermehrt; häufig waren das erst die rechten Pflanzstätten des Siechthums: denn man brachte in ihren Verschuß keineswegs nur Ausfäsige, sondern auch mancherlei Kranke andrer Art, sobald nur deren Uebel auch etwas Ekelfhaftes, Grauen erregendes hatte und unheilbar schien; oft sogar mochten sie zugleich als Herbergen, gewissermaßen als Quarantaine dienen für arme Pilgersleute, die aus fernen verdächtigen Ländern kamen, und selber vielleicht etwas verdächtig aussahen.

Jedefalls hatte man bei Stiftung der Siechenhäuser vornehmlich auf die Pilger sein Augenmerk, als diejenigen die am häufigsten angesteckt wurden, von denen auch am ersten Ansteckung zu fürchten war. Daher pflegte man dergleichen Anstalten besonders dem heiligen Apostel Jacobus zu widmen, der den Katholiken als Schutzpatron der Wallfahrer gilt, und selber auch (schaut nur den Brunnstock am Brunnengäßlein an, und die Abbildung des alten Siegels die ich euch mitgebracht habe) als Pilgersmann mit Hut und Stab und Trinkmuschel dargestellt wird: denn sein vermeintliches Grab zu Compostella in Spanien

war nach dem Verlust von Christi Grabstätte das Hauptziel der europäischen Pilger geworden, und als es keine Kreuzfahrer mehr gab, da gab es doch noch Jacobsbrüder. Nach Sanct-Jacob also benannten z. B. die Zürcher ihr Siechenhaus draußen an der Sihl, bei welchem im Heumonat 1443 das bittre Gefecht zwischen den Zürchern und den Eidgenossen war; und nach eben demselben Heiligen unsre Basler Vorfahren ihr Siechenhaus an der Birs.

Jetzt endlich kann ich dessen Geschichte, die freilich einfach genug ist, erzählen, und darf hoffen euch das Leben seiner unglücklichen Bewohner schon mit wenigen Zügen anschaulich zu machen: ihr wisset jetzt was ihr euch unter Siechen und einem Siechenhause zu denken habt. Fürs erste jedoch wollen wir nur die Zeit bis zur Reformation ins Auge fassen.

Vor allen Dingen dürft ihr nicht übersehen, an welchen Ort man dieß Siechenhaus gestellt hat: nicht bloß, wie das überhaupt gebräuchlich war, neben eine vielgegangene Landstraße, sondern noch gerade an einen Punct wo die Umstände jedem Vorüberreisenden einen kürzern oder längeren Halt geboten, wo ein Wasser zu überschreiten, wo Zoll zu entrichten war: die beste Lage für ein Haus das zugleich Hilfe gewährte und Hilfe brauchte, dessen Thür auf das Klopfen der Nothleidenden und dessen Opferstock auf das Scherflein des frohen Gebers wartete. So viel, was den Ort betrifft: zu welcher Zeit aber das Haus sei gegründet worden, darüber wird uns nichts bestimmtes berichtet; wir wissen nur daß es im Jahre 1286 bereits vorhanden gewesen: aus diesem Jahre ist das älteste Stück seiner Urkundensammlung, welches bezeugt daß der Frauenconvent zu St. Clara im Minneren Basel den Dürftigen an dem Felde $3\frac{1}{2}$ Mannwerk d. h. ebenso viel Luchart Matten im Muttenger Bann um 12 Mark (6 gewogene Pfund) Silbers verkauft habe. Eben so wenig wird irgendwo der Stifter namhaft gemacht, der erste Erbauer von Haus und Kirche, der erste Schenker von Einkünften zu deren Unterhaltung und zur Unterhaltung der Siechen. Inzwischen ist kaum zu zweifeln, und es geht aus allen Umständen deutlich genug hervor, daß die Stiftung ein christliches Liebeswerk der Stadtgemeinde Basel mit Beihilfe der Landleute von Mutteng gewesen sei.

Das Verfügungsrecht über die Anstalt, das Recht und die Pflicht sie zu beaufsichtigen haben von jeher lediglich in den Händen der Stadt gelegen. Von dieser ward dem Hause ein Pfleger oder Schaffner gesetzt (anfänglich auch deren zwei), der alles zu verwalten und zu besorgen und die Siechen nach außen hin zu vertreten hatte. So ward z. B. der vorhin erwähnte Kaufbrief von 1286 auf Seiten der Käufer unterschrieben von Arnold, der Dürftigen Pfleger. Das ist also der älteste Pflegersname den man kennt; im Jahr 1319 war es ein Johannes, genannt Isenli, Bürger der Stadt Basel. Den

dürft ihr aber für keinen Vorfahren des jetzigen Geschlechtes der Iseline halten: diese sind erst im Jahr 1403 Bürger geworden; er gehörte zu einem ältern, längst schon ausgestorbenen, außerdem auch adelichen Hause. Vielleicht war er ein Sohn jenes Heinrich Isenlin, der im Jahre 1294 als Pfleger des Spitals in der Stadt genannt wird. Johannis Name steht unter einer Zinsverschreibung, nach welcher aus den Einkünften gewisser Aecker (30 Schillingen) den Siechen die Schuhe sollten gemacht werden.

Die Stadt ist auch immer die Hauptwohlthäterin von St. Jacob gewesen. Zwar sind unsrer dankbaren Erinnerung genug Namen auch von Privatpersonen aufbewahrt, welche das Siechenhaus mit schönen Schenkungen und Vermächtnissen oder mit wohlfeilem Verkauf liegender Güter unterstützt haben; zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts kommen in der Weise namentlich die Herren von Ramstein vor: vielleicht daß sich einer dieses edlen Geschlechtes damals mit unter den Siechen befand. Und nicht minder hat sich die Landgemeinde MuttENZ dieser ihrer Nachbarn stets mit besonderer Liebe angenommen. Von den Gütern des Hauses, Holz und Matten und Aeckern, die zu beträchtlichem Umfange im MuttENZer Banne lagen, mochte ein Theil durch Vergabung frommer Landleute oder der Gemeinde selbst erworben sein; jedesfalls wurden von dieser Seite mancherlei andre sehr bedeutende Vergünstigungen gewährt. Der Hausmeister durfte täglich einen Karren voll todten Holzes aus dem Stierenwalde von MuttENZ holen, durfte auch mit seinem großen rothen Vieh in den Dorfbann zu Waide fahren, wofür er dem Feldkneben der Gemeinde nur alljährlich zu Pfingsten acht Mütschelein (kleine feine Bäckerbrote), vier Käse und vier Schillinge zu entrichten brauchte. Das Meiste jedoch für die armen Leute von St. Jacob hat immer und wiederholend die Stadt gethan, die freilich auch im Falle war das Meiste zu thun, deren Berechtigung den Pfleger einzusetzen die Verbindlichkeit eines recht mütterlichen Hegens und Pflegens nothwendig in sich schloß. Ich habe euch vorher erzählt, wie Basel im Jahre 1295 das Brücken- und Zollrecht der Birs an sich gekauft, und im Jahr 1383 seinen Gerichtsbann wiederum bis an diese Grenze ausgedehnt habe: so mußte es nun um seiner selbst willen die streitbare Hand schützend über dieß Flecklein Landes halten. Und das schon war in jenen Tagen eine Wohlthat für die wehrlosen Bewohner: denn nun trug mancher Herr aus der Nachbarschaft Bedenken sich an Gott zu vergreifen, bloß weil er sich an Basel mit vergriffen hätte. Die Erwerbung des Stegs sollte aber den Siechen noch ganz unmittelbar zu Gute kommen. Im Jahr 1328 nämlich übertrug die Stadt, deren Bürgermeister damals Ritter Konrad der Münch mit dem Zunamen der Schlegel war, den Siechen an der Birs beides den Steg und den Zoll, jenen zu versehen und in

Ehren zu halten als nothdürftig wäre, diesen und was sonst von dem Steg einkommen möchte, zu nehmen und zu genießen; wenn sie jedoch zu dem Stege nicht recht sahen und hielten, wieder davon zu sein. Bis dahin hatten an der Birs zweierlei Pfleger gegessen, einer des Siechenhauses, der andre des Stegs und des Zolles: jetzt flossen beide Aemter in eins zusammen, und der Pfleger der Siechen war und hieß seitdem auch Birsmeister.

Die Versorgung ins Siechenhaus war, wie das in der Natur der Sache lag, zugleich ein Werk der Barmherzigkeit und eine polizeiliche Maßregel; letzteres vorzugsweise gegen die landläufigen Kranken, deren mancher vielleicht lieber dem freien Bettel nachgegangen wäre. Aussägige, welche Bürger der Stadt oder von Muttenz waren (beide Gemeinden standen hierin einander gleich) brauchten für die Pfrund anfänglich nur 30 Schilling d. h. nach altem Basler Gelde $1\frac{1}{2}$ ℔ oder 18 Bagen zu zahlen; falls man sie nicht, wie jene Fremden, gar umsonst aufnahm. Nun wollten zwar 30 ß damals mehr bedeuten als heut zu Tage 18 Bz. : im Jahr 1319 konnte man dafür das ganze Siechenhaus beschuhen lassen; ein Sack Kernen, der jetzt mit Fr. 20—22 bezahlt wird, kostete im Jahr 1396 fünf Schilling d. h. 3 Bz. , eine Maß Wein nur einen Pfening d. h. $\frac{1}{2}$ Rappen, ein Reitpferd für einen Bürgermeister im Jahr 1370 dreißig Pfund d. h. Fr. 36: aber als Einkauf für Zeitlebens waren $1\frac{1}{2}$ ℔ immer noch ein spöttisch kleines Geld, und das Haus wurde bei dieser Leichtigkeit des Zutrittes so überfüllt, und durch die Ueberfülle so in Armuth gebracht, daß man sich endlich im Jahr 1420, ohnedieß, wie ihr nachher vernehmen werdet, für St. Jacob einem Unglücksjahre, zu erschwerenden Verfügungen genöthigt sah: fortan mußte ein Fremder, der eingelassen sein wollte, 5 ℔ erlegen (Fr. 6): er mochte sie vorher erbetteln; was aber Basler und Muttenger zahlen sollten, darüber erkannte nun je nach Umständen der Meister.

Die Ueberfüllung des Hauses hatte indeß ihren Grund noch in anderen Uebelständen. Es war für Sieche, d. h. wie man dieß Wort zunächst verstand, für Aussägige gestiftet. Gleichwohl scheint man seine Bestimmung zuweilen auch weiter aufgefaßt, und auch solche da versorgt zu haben, die sich mit anderen ekelhaften oder schwer heilbaren Krankheiten trugen. So verfügte der Rath im Jahr 1350, die das fallende Weh hätten oder die Räude oder Augengeschwüre oder St. Antonien-Seuche (den Rothlauf) u. d. gl., alle diese sollte man gleich den Feldsiechen scheuen und von der Stadt treiben: das heißt doch wohl dahin, wo man die Feldsiechen hin schaffte, nach St. Jacob. Und auch mancher, den man für aussäsig hielt, war es in der That nicht, ward aber doch ein Opfer der Unkenntniß, des Leichtsinnes, vielleicht sogar des bösen Willens, des Neides, der Schadenfreude; so daß

der Rath im Jahr 1339 eine genaue Untersuchung jedes als feldsiech „verleumdeten“ durch einen dazu verordneten Arzt, nicht bloß durch einen Scheerer, anbefehlen mußte. „Wird nun ein Bürger schuldig erfunden, so soll er bezahlen dem Arzt 2 ℥ , dem Scheerer 5 ß , und dem Knaben das Becken zu waschen 2 ß . Wer aber unschuldig ist, der bezahlt nur 1 ℥ . Wenn sie aber so arm sind, daß sie den Lohn nicht zu geben haben, von denen will der Rath den Lohn mit 1 ℥ 7 ß geben. Betrifft es aber Ausleute, die nicht unsre Bürger sind, so sollen sie 3 ℥ 7 ß geben, wenn sie schuldig sind; aber auch nur 1 ℥ , wenn sie unschuldig sind.“ Im Jahre 1500 ward dieser Befehl erneuert, und zugleich das Formular festgesetzt, nach welchem das obrigkeitliche Zeugniß der Unschuld auszufertigen sei. Es lautet dasselbe folgender Maßen. „Wir Burgermeister ic. thun kund männiglichem mit diesem Brief, demnach N. N. von N. mit der Krankheit der Malenzei (d. h. des Aussages, auf italienisch *malattia*, franz. *maladie*) beladen sein lange Zeit verleumdet gewesen, und deshalb für den hochgelehrten Herren N. N., unsren Stadtarzt und der Arzneyen Doctor, und andere von Scheereren, unser darzu verordnete und gemeldter Krankheit geschworne Beschauere, sich tentieren und besichtigen zu lassen kommen ist: daß da vor uns dieselbig unsere geschworenen Beschauere erscheint und fürgeben, wie sie ihn Inhalt ihrer Eidspflichten, damit sie uns bewandt sind, von der Scheitel seines Hauptes herab bis auf die Sohlen seiner Füßen, hinten und allenthalben seines Leibs eigentlich und fleißig beschauet, besichtigt und gesehen, auch sein natürlich Geschicklichkeit, so viel möglich gewesen, examiniert, tentiert und ermessen, und dem allem nach ihn N. N. der Krankheit der Malenzei auf dießmals unschuldig und ledig erfunden, und ihn auch bemeldter Krankheit halb unschuldig sein bei ihren Eiden erkannt, also daß man mit ihm essen, trinken und allen Wandel wie mit einem anderen gesunden Menschen haben möge, und daß also alle und jede hievor geschriebene Ding, wie ob steht, gehandelt und wahr sein ic. ic.“ Wurden nun aber Unschuldige oder solche, die an einer anderen Krankheit litten, dennoch in St. Jacob verpfündet, so zog das außer der Ueberfüllung des Hauses gewöhnlich noch die viel üblere Folge nach sich, daß mancher, der z. B. nur mit dem Rothlauf hinein gekommen war, nun darin auch ausfällig, wirklich ausfällig ward, und niemals wieder aus dieser Stätte alles Elendes die Erlösung fand.

Ja wohl eine Stätte alles Elendes. Denn obschon es die Bewohner dieses Hauses zehnmal besser hatten als die ganz verstoßen und verlassenen, als die Feldsiechen im strengsten Sinne des Wortes, gut hatten sie es darum nicht: sie trugen ja um nichts weniger ihre Krankheit an sich, und waren um nichts weniger, ja diese nur noch strenger von allem Verkehr mit der Welt ausgeschlossen. Höret nur welch Leben sie auch so noch

führen mußten: ich wills euch zu schildern versuchen, und dabei manches, was mir zur Vollständigkeit des Bildes gehört, so einflechten, wie es hie und da in alten Büchern, wenn auch nicht gerade in den Urkunden von St. Jacob selbst, gefunden wird.

Wer hier als Pfründner eintrat, hinter dem schloß sich die Thür, wie der Deckel eines Sarges zufällt: er stund bei lebendigem Leibe todt außerhalb des Lebens der übrigen Menschen. Und welch ein Jenseits nun, welch eine neue Welt in diesem Hause der Zuflucht und der Verbannung! Unter solchen Unglücksgefährten welch ein Elend zuerst, und nachher welche Abstumpfung des Gefühles! Die am leidlichsten aussahen, durften noch mit an des Meisters Tische essen; die andern nur mit ihres gleichen. Hinaus bis in die Stadt ließ man sie nur an hohen Festtagen: da zogen sie denn haufenweis fort um drinnen Almosen zu heischen. Ihr Aussehen machte sie schon auf dem Wege durchs Feld von fern her Jedem kenntlich: nicht bloß ihre sieche Farbe und ihr beschwerlicher Gang, auch ihre Kleidung, namentlich das breite Tuch das über Mund und Nase gebunden war, und die ausgepolsterten Handschuhe von weißer Wolle. Und wer ihnen begegnete, sie mußten ausweichen, aber so, daß sie aus dem Winde traten. Endlich bei St. Alban angekommen, mochten sie sich erst zu einer mild gereichten Klostersuppe niederlassen, dann aber auf dem Querwege, der noch heut von den Malzen oder Aussägigen die Malzgasse heißt, sich linkshin wenden; bei dem Brunnen, den gleichsam als Wegweiser das Standbild ihres Heiligen, des Apostels Jacobus, schmückte, traten sie wieder hinaus, noch zwar außerhalb der Stadt, noch in die Vorstadt, aber mitten in das bewegte Leben und Treiben einer großen, rechts und links mit Gasthäusern besetzten Heerstraße. Nun stießen sie von Ecke zu Ecke die ganze Stadt hindurch, namentlich aber auf dem Kornmarkt, als dem besuchtesten der öffentlichen Plätze, ihren Stab in den Boden mit dem Napf oben darauf, daß der Milddthätige seine Gabe da hineinwerfe; sie selbst lagerten in einiger Entfernung davon, und schüttelten fort und fort ihre rauh tönende Klapper, als Zeichen zugleich der Warnung und der Bitte. War die gefetzte Zeit vorüber, und hatten sie aus den gefallen Almosen vielleicht noch dieß und jenes eingekauft, wobei sie jedoch dem Verkäufer nichts mit der Hand, alles nur mit ihrem Stecken berühren durften: so gieng es müde und verdrossen nach St. Jacob zurück um da in eintöniger Qual vielleicht Monate lang auszuharren, bis das Geläut der Glocken wieder einen hohen Festtag verkündete, und vielleicht Jahre lang, bis endlich das ersehnte Stündlein des letzten Sterbens schlug. Aber da konnten sie über ihr Hab' und Gut draußen in der Welt nicht einmal ein Testament aufstellen: Aussägige hatten kein Recht zu dergleichen; eine Beschränkung, die jedoch hier in Basel schon mit dem Jahre 1400 aufgehoben ward.

Ein Trost indessen blieb den Armen: sie hatten nach der üblichen Einrichtung solcher Häuser ihren eigenen Geistlichen, und durften in einer eignen Capelle ihrem Gotte dienen. Aber, meine Lieben, euch ist nicht unbekannt, wie viel aus dem Becher der Tröstung, den die katholische Kirche ihren Bekennern reicht, und wie gerade das Beste daraus verschüttet wird; und dann, die trübselige Absonderung von den übrigen Menschen erstreckte sich bis auf den Gottesdienst. Sie waren und blieben auch da allein, und hatten nicht, gleich den kranken und gebrechlichen Leuten die unser Spital verpflegt, sonntäglich die erhebende Freude sich mit den von außen herzukommenden Brüdern vor den Augen Eines Gottes zu Einer Gemeinde zu vereinigen. Sie hatten auch da rechts und links neben sich nur Aussäzige, und vor sich den Priester der Messe las zu Ehren der drei Schutzpatrone des Kirchleins, des heil. Jacobus, des heil. Wendelin, der heil. Barbara.

Ihr seht, die ganze Lebensweise der Aussäzigen zu St. Jacob war bestimmt durch die natürliche Mischung von Furcht und Abscheu und Erbarmen womit die Welt sie betrachtete. Man trieb sie aus der Stadt, aber noch im Weichbild derselben baute man ihnen einen Zufluchtsort; man gab ihnen Almosen, aber man berührte nicht die empfangende Hand. Aus dieser gemischten Empfindung sind auch die mannigfach wechselnden Namen hervorgegangen mit denen man sie belegte: man vermied wo möglich diejenigen Benennungen, die geradezu auf das Uebel selbst gezielt hätten, und besonders die Urkunden und Rathserkennnisse sprechen kaum je von Malzen und Miselsüchtigen, wie man sonst wohl sagte, sondern mit Scheu und milder Schonung von den armen Siechen an der Birs, den Dürftigen an dem Felde, den guten Leuten an der Birsbrücke, den armen Kindern zu St. Jacob.

Ich wünsche, es sei euch hiemit anschaulich geworden, wie vom Ende des dreizehnten Jahrhunderts an bis zum Beginn des sechzehnten die Verhältnisse des Siechenhauses sich gestalteten, und in welchem Zustande dasselbe während dieser Zeit sich befunden habe. Es war ein fort und fort ziemlich gleichmäßiger Zustand, und nur vorübergehend unterbrachen ihn einige außerordentliche Ereignisse, einige Unglücksfälle von denen die Anstalt schwer betroffen ward.

Im Jahre 1420 schwoll die unten vorüberfließende Birs zu solcher Höhe an, daß sie die Mauern des Kirchleins erreichte, und durch schwere Beschädigung dieses ohnehin schon niederfälligen Gebäudes einen Neubau nöthig machte. Woher nun Rath nehmen in solcher Bedrängniß? Zum Glück war gerade in Constanx eine Kirchenversammlung bei einander: an diese wandte man sich; der Bischof von Constanx, den Baslern als geistlicher Oberherr der Minderen Stadt befreundet, mochte Fürsprache leisten: der Erfolg war, daß die dort anwesenden Cardinäle und Erzbischöfe und Bischöfe allen denen, die zu einer neuen Capelle

für St. Jacob steuern würden, reichen Ablass ihrer Sünden verhiessen. Zu diesen Ablassbriefen fügten Bürgermeister und Rath von Basel ihrerseits noch ein offenes Schreiben, und schickten damit einen vertrauten Mann in alle Welt hinaus. Letzteres lautete also. „Wir Kunzmann von Ramstein Ritter, Burgermeister, und der Rath zu Basel thun kund männiglichem und begehren allen Christenleuten zu wissen, daß Claus Arlberg, Zeiger dieses Briefes, ein gewisser rechter Bote ist der armen siechen aussätzigen Leute des Hauses, bei unser Stadt Basel an der Birse gelegen, und der Capellen dabei, die geweiht und gestiftet ist in Ehre und zu Lobe der lieben Heiligen St. Jacobs, St. Wendelins und St. Barbaren; und weil die vorgenannten armen siechen aussätzigen Leute von allen Leuten, die gesund und reine sind, verschmähet werden in der Welt, und kein Gut haben, davon sie ihr Nahrung gehaben oder gewinnen mögen, denn daß sie des Almosens leben müssen, und ihnen von Christen-gläubigen Leuten täglich geben wird; sonst so ist dieselbe ihre Kirche niederfällig, und hat sie das Wasser verwüstet und so schwerlich geschädiget, daß man die von neuem aufbauen muß: darum so bitten wir fleißiglich in ganzer Demuth alle Christenleute, geist- und weltlich, Frauen und Mann, zu denen dieser Bote vorgenannt kommt und ihnen diesen unseren Brief zeigt, daß sie denselben Boten mit Demuth gütlichen empfangen, und ihm an Statt und in Namen der vorgenannten armen siechen aussätzigen verschmähten Leuten um Lob und Ehre willen der ungetheilten heiligen Dreifaltigkeit, der hochgelobten Magd St. Marien, Mutter und Gebärerinn unsers Herrn Jesu Christi, und aller Heiligen ihr Almosen mittheilen und geben, weil sie darum ewigen Lohn verdienen und empfangen werden in ewiger Freud und Seligkeit und auch mannigfaltigen Ablass, von viel Cardinälen, Erzbischöfen und Bischöfen verliehen und geben nach Weisung der Briefen, so den vorgenannten armen siechen Leuten darüber geben sind und gezeigt werden. Des zu Urkunde haben wir unser Stadt Ingesiegel gethan henken an diesen Brief; der geben ward an dem nächsten Freitag nach dem heiligen Weihnachttag des Jahres da man zählte nach Christi Geburt 1420.“

Wie viel die Collecte eingetragen, wissen wir nicht; wir wissen nur daß im Jahr 1444 das Siechenhaus wieder eine Capelle gehabt. Aber der 26. Augstmonats, der Tag der Schlacht, zerstörte dieselbe wiederum durch Feuer, wie die frühere durch das Wasser war zerstört worden; und nicht bloß die Capelle, sondern auch das Wohnhaus der Kranken und die Wirthschaftsgebäude. Das wüthende Gefecht, wie da niemand Gnade suchte, niemand Gnade gab; wie die Eidgenossen sich zuerst in die Kirche, dann, durch angelegtes Feuer vertrieben, sich in das Siechenhaus, und als auch dieses brannte, sich hinter die Gartenmauer warfen; wie Hof und Garten und das Haus bis in den Keller hinab sich mit den

Reichen Verbluteter und Erstickter füllten: so Gott will, sollt ihr das alles heut über ein Jahr in ausgeführter Darstellung vernehmen. Die armen Siechen verloren über diesem gewaltigen Ereigniß all das Ihre: sie hatten, nun als eigentliche Feldsiechen, keine Stätte mehr ihr Haupt niederzulegen; ihr Heerdlein Rinder und Schafe und sonst ihr Hab' und Gut war von den Siegern geraubt, Felder und Matten weit umher verwüstet, jegliche Noth größer denn je. Wiederum nahm sich ihrer die ganze hohe Geistlichkeit an: das jezo (seit 1431) zu Basel selbst versammelte Concil versprach allen, so dem Wiederaufbau von St. Jacob Hilf und Steuer thäten, einjährigen Ablass. Aber der Schade war zu beträchtlich: es vergieng lange Zeit, und die Anstalt hatte ihn noch immer nicht verwunden; so daß der Rath noch 60—70 Jahre nachher eine sich eben darbietende Gelegenheit gründlicher Aufhilfe mit Freuden ergriff und benützte.

Seit dem Jahr 1383 (demselben wo das Kloster St. Alban in die Stadt, und St. Jacob wieder unter deren Gerichtsbann kam) hatte der Orden der Pauliner am Ufer des Rheins zwischen St. Jacob und Augst ein kleines Waldkloster inne, das noch jetzt so genannte Rothe Haus; nach und nach waren demselben, besonders durch Schenkungen eines edlen Mönch von Münchenstein, allerhand Güter an Wald und Wiese und Fischerei zugewachsen; die Schirmvogtei übte seit dem Jahr 1471 der Rath von Basel durch zwei aus seiner Mitte ernannte Pfleger. Dieß Kloster nun brannte gegen 1512 gänzlich ab, und ward, da zur Wiederherstellung die Mittel fehlten, von den Mönchen geräumt. Als bald wendeten sich Bürgermeister und Rath an den Pabst (Julius II.), und erwirkten daß die ganze Habe des Klosters, bewegliche und unbewegliche, Zinse und liegende Güter, in das Eigenthum des Siechenhauses übergieng, und daß auch fortan, als wäre es immer noch geistliches Gut, kein Zehnten davon sollte entrichtet werden.

Diese Uebertragung klösterlicher Güter an eine unklösterliche Stiftung ist bedeutsam genug das letzte nennenswerthe Ereigniß in der ältern Geschichte unsers Siechenhauses. Denn bald darauf kam an Luthers und Zwinglis Hand die Reformation, und schloß durch halb Europa hin die Klosterpforten, und eröffnete das Thor einer neuen Zeit, einer ganz andern Welt als in der bis dahin die Menschheit gelebt hatte. Mit Basel fiel nun auch St. Jacob dem wiedererweckten Evangelium zu: die Heiligenbilder verschwanden, und an die Stelle der Messe ward die deutsche Predigt gesetzt, tröstlicher für die Armen, als jene mit all ihrem Prunk und Gesang und Gemurmel ihnen jemals sein konnte. Die Reihe der evangelischen Geistlichen, die hier gedient haben, beginnt im Jahr 1535 mit Paulus Haas; die Amtsdauer der meisten beschränkte sich auf einige wenige Jahre: denn die Stelle war,

wie die Umstände es geboten, so karglich besoldet, daß sie eben nur als vorläufiger Anfang gelten konnte. Es gab nicht einmal eine Pfarrwohnung am Orte selbst, und wenn der Geistliche am heiligen Osterfest nach vollbrachtem Morgengottesdienste das Osterlamm verspeisen wollte, das ihm alter Sitte gemäß von löblichem Pflegamt gerüstet war, so mußte er sich den Tisch im Wirthshause decken lassen.

Aber nicht bloß in geistlicher, auch in weltlicher Beziehung hat die Reformation für St. Jacob einen entscheidenden Wendepunct gebildet. Staat und Kirche, die früherhin getrennt, oft sogar feindselig einander gegenüber gestanden hatten, flossen jetzt in allen protestantischen Ländern dergestalt in eins zusammen, daß der Staat als die nunmehr übergeordnete Macht die Kirche in sich aufnahm, und die weltliche Obrigkeit an die geistlichen Dinge eine oft nur allzu weltliche Hand zu legen begann. So wurden z. B. die Klöster eingezogen: aber ihr Gut blieb öfter im Staatsseckel, als daß man es der Kirche und der Schule, für welche sie doch gestiftet waren, zugetheilt hätte. Dergleichen geschah auch hier in Basel, und St. Jacob blieb nicht unberührt von der allgemeinen Umänderung der Verhältnisse. Ein Kloster war das freilich nicht, aber doch eine Stiftung geistlicher Art, ein Gotteshaus, wie es die alten Urkunden öfters nennen: deshalb hatte man ihm auch bis zur Reformation eine gewisse Selbständigkeit fast wie den Klöstern gegönnt, und der Pfleger behauptete, ob schon von der Stadt eingesetzt, eine ziemlich unabhängige Stellung. Das gestaltete sich jetzt alles anders. Zwar ans Aufheben dachte niemand: denn die christliche Milde, aus welcher die Stiftung einst hervorgegangen war, hatte ja nun erst den rechten Grund, die wahre Lebenswurzel gefunden; aber die weltliche Obrigkeit nahm jezo St. Jacob näher unter die Augen und fester zu Händen, und schaltete fortan freier damit, als in den Zeiten jemals hätte geschehen können, wo Staat und Kirche noch getrennte Mächte waren. Gleich bei der Reformation war der Birsemeister einigen vom Rath bestellten Oberpflegern untergeordnet worden: recht eingreifend aber und Schlag für Schlag kamen die obrigkeitlichen Aenderungen erst im siebzehnten Jahrhundert: im Jahr 1652 ward den Sondersiechen selbst das herkömmliche Almosen sammeln untersagt, und nach und nach dieß Geschäft einem einzigen Bürger übertragen, welcher der Kleffler d. i. der Klapperer hieß, weil er, wie vordem die Aussägigen, klappern mochte um sich anzumelden; im Jahr 1672 sodann aus den Mitteln von St. Jacob dem kurz zuvor (1665) neu errichteten Waisenhaus eine nicht unbeträchtliche Beisteuer geschöpft; und endlich im Jahr 1677 auf besonderen Antrieb des seligen Antistes Gernler, und da man einsehen mochte wie mit jenem Geschenke St. Jacob verkürzt, und dem Waisenhause doch nicht erheblich geholfen sei, der Verwaltung des letztern die ganze

Siechenanstalt mit all ihren Besitzungen und Gefällen übergeben und einverleibt. Es sollten auch fernerhin noch Sieche in dem einmal dazu bestimmten Gebäude verpflegt werden, zugleich aber die daran hangenden Einkünfte dem Waisenhaus zu Gute kommen: das war allerdings nicht möglich, ohne daß man auf jenen ältern und eigentlichen Zweck der Stiftung fortan weniger verwendete. Wirklich erhob sich auch in der Bürgerschaft auf Anlaß dieser Vorgänge eine gereizte Stimmung: man schalt, man klagte, man beschwerte sich bald so, bald anders über die Art wie St. Jacob jetzt verwaltet werde; und es kostete den Rath wie die Pfarrer nicht geringe Mühe, bis die Unzufriednen eines Bessern belehrt, bis zwischen dem Waisenhaus und den Zünften das gute Vernehmen wieder hergestellt war, und wieder, was einige Zeit gestockt hatte, den Waisen in der Karthaus Gaben und Vermächtnisse zuslossen.

Und auch ihr nach anderthalb hundert Jahren sollt nicht meinen, der Rath und die Waisenhauspflege von 1677 hätten so ganz wider Recht und Gerechtigkeit gehandelt. Zwar den Beweggrund hätten sie lieber nicht sollen geltend machen, das Siechenhaus selbst sei schon ein Waisenhaus gewesen: denn es sei in alten Schriften öfters die Rede von den armen Kindern zu St. Jacob. Das war ja nur eine mitleidige Ausdrucksweise, nur ein andrer milderer Name der Aussätzigen; die armen Kinder zu St. Jacob trugen oft schon manches Jahrzehend auf ihrem gebeugten Rücken. Was aber richtiger war und wichtiger und viel entscheidender, das Siechenhaus hatte die Aufgabe, um deren willen es einst war gegründet worden, gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts beinahe vollständig abgethan; fast konnte man schon sagen, es habe sich überlebt. Es sollte ein Aufenthaltsort für Aussätzige sein, und deren gab es jetzt bald nicht mehr. In der ganzen Fülle ihrer schreckhaften Ausbreitung war diese Krankheit nur ein Eigenthum des Mittelalters gewesen: sie wich zurück, als letzteres auf die Reize gieng, und räumte den Platz einem andern Uebel, von welchem das Mittelalter noch nichts gewußt hatte, einem Uebel das vielleicht minder entsetzlich in seiner äußern Erscheinung, und doch in sich um vieles entsetzlicher ist, das zugleich den sittlichen Abscheu reinerer Menschen erweckt, und das Erbarmen auch für den Seelenzustand des Leidenden in Anspruch nimmt. Der Aussatz wich davor zurück, überall und hier in Basel. Felix Platter, des braven Thomas Platter berühmter Sohn, der bei dreißig Jahren Arzt des Siechenhauses und fünfundvierzig Jahre hindurch, von 1570 bis zu seinem Todesjahre 1614, Stadtarzt war, und als solcher alle des Aussatzes verdächtigen zu untersuchen hatte, untersuchte während dieser ganzen langen Zeit keine 600 Personen mehr, also jährlich nur noch etwa zwölf, und diese zwölf waren des Aussatzes eben nur verdächtig, keines-

wegs alle wirklich damit befaßt. So gieng es fort in beständiger Abnahme bis zum Beginn des vorigen Jahrhunderts: da endlich durch Gottes Gnade war in Basel, war im ganzen innern Europa der Ausfaß verschwunden und erloschen. Seht, liebe Kinder, bei so bewandten Umständen hätte man wohl auch das Siechenhaus können erlösen lassen und es gänzlich aufheben, und es war nur eine Handlung guten milden christlichen Sinnes, daß man es dennoch fortbestehen ließ, aber nutzbar gemacht für andere Zwecke der Wohlthätigkeit: daß ein Theil seiner Einkünfte für die armen Kinder in der Karthaus, der andre für die leibliche und geistliche Besorgung solcher bestimmt ward, die an ekelhaften ansteckenden unheilbaren Krankheiten litten, an Krankheiten ähnlicher Art, wie einst der Ausfaß gewesen.

In solcher Weise ist das Siechenhaus von St. Jacob bis auf die neueste Zeit eine Seitenanstalt der alten Karthaus verblieben, und die Waisenhauspflege hat auch an ihm den Namen einer Pflege recht und redlich verdient, und schon auf die bloße Unterhaltung der Güter und Gebäude einen schönen Theil der Einkünfte verwendet. Zwar das Siechenhaus selbst ist immer noch das alte, sieht noch heut eben so aus, wie man es, etwas kümmerlich und gerade nicht zum schönsten, aus den Ruinen des großen Brandes von 1444 zusammengesetzt hat: aber die Capelle, die schon im Jahre 1601 wieder von neuem mußte gebaut werden, hat seitdem noch zu zweien Malen eine Erneuerung und Erweiterung gefordert und gefunden, in den Jahren 1700 und 1829. Das erste Mal hielt Georg Rottenmund, das zweite Mal Theodor Gernler, das dritte Mal Herr Theophil Passavant die Einweihungspredigt: denn diese drei bekleideten in den genannten Jahren das Pfarramt von St. Jacob. Und da, wie ihr wißt, dem Siechenhause mit dem Brücken- und Zollrecht der Birs auch die Verpflichtung zustand den Steg und den Wasserlauf in Ordnung zu erhalten, so hatte die Waisenhauspflege auch von dieser Seite her große Mühwaltung und große Unkosten: denn das Wasser der Birs ist gar wild, ist wie ein ungezähmtes Füllen das rechts und links ausschlägt, oder wenn ihr wollt, wie ein böses Kind, das seiner Erzieher spottet: wenn man meint es durch Wuhren besänftigt und zwischen bestimmte Ufer eingefriedet zu haben, ehe man sich versieht, sind Wuhr und Landfeste zerstört, und ein Steg, den man heute darüber spannt, kann morgen schon wieder weggerissen sein. Um diesem ungebärdigen Wesen ein Ende zu machen und der Birs ein für alle Mal Zaum und Zügel anzulegen ließ schon im Jahr 1815, namentlich aber seit 1821 die Regierung des damals noch ungetrennten Cantons eine durchgreifende Berichtigung des ganzen Wasserlaufes vornehmen; und diese Birs-Correction hat auch in den Seckel des Waisenhauses gar tief hineingelangt.

Ein Eigenthum, das so von Jahr zu Jahr ernstlicher drohte mehr aus als einzutragen, durfte wohl endlich lästig werden; durch den Bürgerkrieg und die gewaltsame Trennung von Stadt und Land, die gerade hier die Grenze beider Cantonstheile zog, kamen sonst noch mancherlei Unbequemlichkeiten hinzu. Da brachte das Jahr 1836 die beste Lösung aller Mißverhältnisse, die Hebung aller Uebelstände. Es ward der Plan eines neuen Stadtspitales entworfen, welches auch Kranke der Art in sich aufnehmen sollte, die bisher nach St. Jacob abgesondert wurden, und zugleich erbot sich der Besitzer des benachbarten Brüglings die Liegenschaften und Gebäude des Siechenhauses, mit Ausschluß lediglich der Kirche, die bei der Stadt verbleiben sollte, um den nicht verächtlichen Kauffchilling von Fr. 300,000 zu übernehmen; während die Spitalpflege dafür, daß jetzt und zukünftig alle Siechen von ihr angenommen und besorgt würden, eine Abtragssumme von nur 75,000 Fr. forderte. Ihr könnt euch denken daß die Herrn Pfleger des Waisenhauses zu dem einen wie zu dem andern Antrage gewiß mit rechtem Vergnügen Ja gesagt haben: denn ihnen war geholfen und den Siechen, zumal da der Käufer edelmüthiger Weise auch das noch anerbote, die letzteren unentgeltlich in dem alten Hause zu belassen, bis das neue zum Einzug fertig wäre.

Und jetzt, liebe Kinder, seit zwei Monaten ist es fertig, ist eingeweiht und eingeseget, und die Siechen haben ihre schönen hohen heiteren Zimmer bezogen, und schauen hinab auf die Terrassen des stillen Gartens und die breiten grünen Rasenplätze, und ihre Absonderrung schmerzt sie weniger: das alte Haus steht verödet und stumm; kein Kranker blickt da mehr mit bitterem Herzen auf die staubende Landstraße und den bunten Puz der Vorübergehenden, oder horcht nach dem fröhlichen Lärm drüben an den Wirthshausstischen. Ihr aber, wenn Ihr vorübergehet, so lüpfet die Kappe vor diesem alten Gemäuer, als vor einem Invaliden der seine langen Dienstjahre mit Ehren hinter sich hat; als vor der Bahre eines Todten, der gewirkt hat derweil es Tag für ihn war, und als die Nacht kam, sein gutes Werk vollendet hinterlassen. Und gedenket der Väter, derer die einst dieses Haus gebaut, derer die hier im Kampfe für Freiheit und Vaterland das Leben geopfert, derer die jetzt in Basel selbst den armen Siechen eine Zufluchtsstätte gegründet haben. Gedenket der Väter und der Unglücklichen, und habt Respect vor dem guten Alten, und auch vor dem Neuen wenns besser ist!

Die Vignette des Titelblattes

ist Abbildung eines alten Siegels, darstellend den Apostel Jacobus (vgl. S. 13) mit der Jahreszahl 1494 und der Umschrift .Sigillum. domus. leprosorium. Sancti. Jacobi. basiliensis. d. h. auf deutsch: Siegel des Baslerischen Siechenhauses zu St. Jacob.

mit Kunden

Inhaltsanzeige

der Neujaahrsblätter für Basels Jugend.

N ^o .	I.	J.	1821.	Isaac Iselin. 1728—1782.
"	II.	"	1822.	Auszug der Mauracher.
"	III.	"	1823.	Basel wird eidgenössisch. 1501.
"	IV.	"	1824.	Die Schlacht bei St. Jacob. 1444.
"	V.	"	1825.	Die Kirchen-Versammlung zu Basel. 1431—1448.
"	VI.	"	1826.	Die Stiftung der Basler Hochschule. 1460.
"	VII.	"	1827.	Erasmus in Basel. 1516—1536.
"	VIII.	"	1828.	Scheith Ibrahim. 1784—1817.
"	IX.	"	1829.	Rudolf von Habsburg vor Basel. 1273.
"	X.	"	1830.	Bürgermeister J. R. Wettstein. 1646 und 1647.
"	XI.	"	1831.	Das Jahr 1830.
"	XII.	"	1832.	Die Schlacht bei Dornach. 1499.
"	XIII.	"	1835.	Landvogt Peter von Hagenbach. 1469—1473.
"	XIV.	"	1836.	Das Leben Thomas Platers. 1499—1582.
"	XV.	"	1837.	Das große Sterben. 1348 und 1349.
"	XVI.	"	1838.	Das Karthäuser-Kloster zu Basel. 1416—1536.
"	XVII.	"	1839.	Der Rappenfrieg. 1594.
"	XVIII.	"	1840.	Die ersten Buchdrucker zu Basel.
"	XIX.	"	1841.	Die Zeiten des großen Erdbebens.
"	XX.	"	1842.	Hans Holbein der Jüngere von Basel.
"	XXI.	"	1843.	Das Siechenhaus zu Sanct-Jacob.

Bei Herrn Buchhändler **Bahnmaier** N^o. 1178 an der Freienstraße sind diese Neujaahrsblätter um den bekannten Preis zu erhalten.

